

Interview mit Leïla Marouane

Geführt mit dem Lektorat der Edition Nautilus im April 2010 anlässlich der bevorstehenden Übersetzung ihres Romans.

»Man spricht viel über muslimische Frauen, die unter familiären, kulturellen und traditionellen Zwängen leiden und diesen zu entkommen versuchen. Ich habe mir gesagt: »Warum sollte ich mich nicht einmal in einen muslimischen Mann hineinversetzen und versuchen, einen ähnlichen Weg zu gehen?«

Leïla Marouane, *La Repubblica*, Oktober 2009

Der Titel Ihres Romans ist zumindest provokativ...

Ja, er ist wohl provokativ, man könnte sogar sagen reißerisch. Eigentlich wollte ich ihn kurz vor der Veröffentlichung zurücknehmen und habe meinem französischen Verleger Alternativen vorgeschlagen, aber ohne Erfolg ...

Sein Argument war, dass der Titel das Hauptthema des Buches enthält, nämlich die Männlichkeit im Islam. Ich diskutiere auch gerade mit einem Filmemacher darüber, und der hat gleich vorgeschlagen, ihn für eine Verfilmung in »Der Sultan von Saint-Germain« zu ändern, das ist der Titel des Romans im Roman. Das ist mir recht, das war sowieso auch eine meiner Lieblingsalternativen ...

Tatsächlich erscheint der Titel nicht wegen des Wortes »Sex« provokativ, sondern wegen des Profils des Protagonisten, dem diese Sexualität zugeschrieben wird. Vor drei Jahren, als das Buch in Frankreich erschien, wurde das Wort »Islamist« immer mit »Terrorist« assoziiert. Aber ein Islamist ist ja nicht nur ein potenzieller Terrorist. Er ist auch und vor allem der »strenggläubige« Muslim, der, zu Zwecken der Identitätsfindung, Regeln und Praktiken des politischen Islam einfordert: das Tragen des Kopftuchs, die allgemeine Unterdrückung der Frau, das Verbot für Musliminnen, Nicht-Muslime zu heiraten, die unwiderrufliche Verdammung der Apostasie usw. Seit wir den Aufstieg dieses Islamismus in den westlichen Gesellschaften so direkt miterleben, seine »Globalisierung« gewissermaßen, ist das Wort »Islamist« nicht mehr tabu. Jetzt bin ich nicht mehr die Einzige, die fordert, dass die politische Frage des Verhältnisses zwischen den Geschlechtern nicht ignoriert werden darf, und zwar in Algier und Kabul genauso wenig wie in den französischen Vorstädten. Man muss allerdings auch sagen: Wenn ich ein Mann wäre, wäre der »provokative« Aspekt dieses Titels wohl kaum angesprochen, geschweige denn debattiert worden. Deswegen musste ich diese »falsche« Widmung dem Roman voranstellen: »Ich danke Mohamed ...«. Aber ich bin ja nicht nur eine Frau, sondern eine Feministin, die konsequent zu ihren Taten steht.

Wie sind Sie auf die Idee gekommen, über das „Sexleben eines Islamisten in Paris“ zu schreiben?

Ich glaube, die erste Idee dazu kam mit nach der Geburt meines Sohnes. Als frischgebackene Mutter, obwohl sich am Anfang bei Windeln, Fläschchen, Bädern und Impfungen diese Frage noch gar nicht stellte, hatte ich wohl Angst, auch zu dieser kastrierenden Mutter zu werden, die in den meisten meiner Bücher auftaucht. Ich hatte 2005 gerade »La jeune fille et la mère« veröffentlicht, und das hatte ich geschrieben, als und weil ich dachte, ich würde ein Mädchen bekommen. Dann habe ich mich gefragt: »Warum eigentlich nicht ein junger Mann und seine Mutter?« Zuerst habe ich eine Novelle von 80 Seiten geschrieben, in der dritten Person. Dann habe ich ein ehrgeizigeres – und auch furchteinflößenderes – Projekt in Angriff genommen, das

der männlichen Sexualität im Islam. Ich musste über den Ort, an dem die Geschichte spielen sollte, gar nicht nachdenken. Paris und seine Vorstädte haben sich da einfach aufgedrängt, denn, wie ich schon sagte, ich beobachte schon länger den erstarkenden Islamismus in Frankreich. Damit der Text auch »funktioniert«, musste ich in der ersten Person erzählen. Das »sagte er«, das ich am Anfang jeden Kapitels einfüge, hat mir erlaubt, den Erzähler einer weiblichen Stimme gegenüberzustellen, die wenig Mitgefühl ihm gegenüber hat. Das hat mir geholfen, mich gewissermaßen in die Figur hineinzusetzen und dabei doch Distanz zu wahren. Zwei Jahre später, als der Roman fertig wurde, war ich völlig erschöpft. Mein Trost war, dass ich das Buch tatsächlich vollendet hatte, obwohl das am Anfang eigentlich völlig unwahrscheinlich war. Bei den Verlagen Le Seuil und Albin Michel, meinen ersten Lesern, war man gleich begeistert.

Sie haben in früheren Büchern (auf deutsch übersetzt sind »Das Mädchen aus der Kasbah«, »Entführer« und »Die Bestrafung der Heuchler«) viel über die Unterdrückung der Frauen und Gewalt gegen Frauen im Islam geschrieben, auch über feindselige Beziehungen zwischen Mutter und Tochter. Erdrückende Mutterliebe spielt auch in »Sexleben« eine Rolle, wie sehen Sie dieses Buch sonst in der Reihe Ihrer bisherigen Veröffentlichungen?

Es steht in einer Kontinuität zu den anderen. Es ist dasselbe Universum. Der Protagonist ist von einer Art Harem aus Frauenfiguren umgeben, die von meinen früheren Romanen inspiriert sind. Genau wie diese Frauen pflegt auch der Erzähler ein komplexes Verhältnis zu seiner Intimität, seinem Körper, seiner Männlichkeit ... Genau wie sie kämpft er gegen seine sexuellen Hemmungen und die kastrierende Macht seiner Mutter. Genau wie sie versucht er, sich zu emanzipieren.

Sie leben in Frankreich. Können Sie uns etwas über die Umstände sagen, die sie gezwungen haben, Algerien zu verlassen?

Ich hatte Briefe bekommen, in denen mir vorgeworfen wurde, in meiner journalistischen Arbeit Themen anzusprechen, die gegen den Islam gerichtet waren. Ich habe übrigens eine schöne Auswahl dieser Briefe behalten, da läuft es einem wirklich kalt den Rücken hinunter, bei dieser Gewalt und dem moralisierenden Ton, der sich als Ruf zur Ordnung versteht: »Finde auf den rechten Weg zurück, Schwester«, »Hör auf, Deine Religion zu beleidigen« usw. Und dann wurde ich in Bou-Ismaïl aufgespürt, in der Stadt, in der ich lebte, und körperlich angegriffen. Man muss dazu sagen, dass ich allein wohnte, weit weg von meiner Familie, was höchst selten ist für eine junge Frau in Algerien, zumindest damals. Ich glaube allerdings nicht, dass sich das geändert hat. Ich habe dann Bou-Ismaïl verlassen und bin nach Algier gegangen, ich konnte bei Freunden unterkommen, ich habe in kleinen Hotels gewohnt. (Diese Zeit in meinem Leben habe ich übrigens in »Die Bestrafung der Heuchler« verarbeitet.) Dann wurde ich wieder entdeckt, und gedrängt von meiner Mutter und ermutigt von Freunden beschloss ich, nach Frankreich zu gehen, um in Algerien ein bisschen Gras über die Sache wachsen zu lassen. Aber dann haben sich die Ereignisse in den Dimensionen entwickelt, die wir kennen, und ich musste mich damit abfinden, mich definitiv in Frankreich niederzulassen. Aber bis ich selbst eine Familie gegründet habe, habe ich meinen Weggang aus Algier immer als vorläufig betrachtet. Jetzt, mit dem Abstand, sehe ich klarer, dass ich in meinem eigenen Land marginalisiert war, dass ich es auf jeden Fall verlassen hätte, unter anderem wegen der unverrückbaren Gesetze, die die Frauen ihr Leben lang unterdrücken, aber auch aus vielen anderen Gründen der Unvereinbarkeit meines Kampfes und meiner Auffassung von einer souveränen Gesellschaft mit dem Leben dort.

Mohamed, Ihr Romanheld, kam als Kind in den Siebzigerjahren mit seinen Eltern nach Frankreich. Gibt es trotzdem Erfahrungen, die Sie mit Mohamed gemeinsam haben?

Die französischen Gesetze und die arabisch-muslimische Erziehung haben wir gemeinsam. Der Marxismus, der Kommunismus und der Feminismus, von denen ich seit meiner Kleinkindzeit ernährt wurde und die meine religiöse Erziehung gewissermaßen erstickt haben, sind die Punkte, in denen wir uns unterscheiden. Andere Gemeinsamkeiten zwischen ihm und mir teilen wir auch

mit den Heldinnen meiner anderen Romane. Aber wenn Ihre Frage auf etwaige autobiografische Anspielungen abzielt, dann muss ich ihnen mit einer Flaubert-Paraphrase zu Madame Bovary antworten: »Basile-Mohamed, c'est moi« – in dem Sinne, dass ich mich derart in diese Person versenkt habe und in ihr aufgegangen bin, dass ich mich beim Schreiben manchmal fragte, ob ich da jemals wieder herauskomme. Ich hatte schon vorher einmal eine Novelle mit einem männlichen Ich-Erzähler veröffentlicht (»Les Criquelins«, 2004), aber die Figur des Mohamed ist doch so dicht und komplex, dass ich mich noch heute manchmal frage, wie ich das fast 300 Seiten lang durchgehalten habe. Das andere »wirklich« autobiografische Element ist der Umzug des Helden in ein bürgerliches Viertel, wo ich selbst schon seit Jahren lebe, nicht ohne vorher die so genannten »Volksviertel« ausprobiert zu haben. Aber dort galt ich eben immer sofort als »Muslimin« und habe nicht meinen Platz gefunden.

Sie sind als Schriftstellerin etabliert und anerkannt, also in gewisser Weise in die Gesellschaft integriert. Auch Mohamed ist, mit seinem Eliteschulabschluss und seinem Beruf, geradezu vorbildlich assimiliert – trotzdem stößt er sich immer wieder am republikanischen Frankreich, an den weißen Frauen, er fühlt sich innerlich nicht akzeptiert und ist misstrauisch.

Ich war acht Jahre alt, als ich in Paris meinen ersten Milchkaffee trank. Mein Vater war stolz, uns das Quartier Latin zu zeigen, seine Cafés, seine Straßen, die Sorbonne ... Ich habe Frankreich immer gemocht und geschätzt. Dafür hat mein Vater gesorgt, der seinen Wehrdienst dort geleistet hat, ihm verdanke ich meine politische und intellektuelle Laufbahn. Ich bin in der französischen Sprache aufgewachsen, ich habe immer auf Französisch gedacht, gelesen und geschrieben, wie übrigens die meisten Algerier meiner Generation. Dadurch war ich in Frankreich »integriert« lange bevor ich dort lebte. Andererseits stelle ich fest, dass die Kolonisierung in den Köpfen noch immer grassiert. Die Männer sehen in uns noch immer gerne eine der Odaliskens von Delacroix oder eine Bauchtänzerin, die Frauen sehen eher Fatma-die-Putzfrau. Wie oft musste ich schon hören »Sie sind Algerierin? Meine Haushaltshilfe kommt aus Oran.« Das ist ausgesprochen enervierend, aber sich zu weigern, dieses Spiel mitzuspielen, ist verdächtig. Als Schriftstellerin aus den ehemaligen Kolonien habe ich es schwer gehabt, mein Publikum zu finden, die Leser waren so an beruhigend exotische Texte gewohnt ... Meine Romane haben sie verblüfft und schockiert, durch die Gewalt der Worte, die Bloßstellung der Frauen, aber auch durch den Humor, mit dem ich das Tragische entschärfe. Als ob Humor generell immer männlich wäre, soll eine Romanschriftstellerin, als Frau, immer brav bleiben. Mit der Zeit habe ich aber nicht nur ein eigenes Publikum erreicht und überzeugt, sondern auch einige Konkurrentinnen geschaffen unter den arabischen Autorinnen.

Um auf die Integration in Frankreich und Mohamed-Basile zurückzukommen, so glaube ich, dass es für Männer, die aus der Fremde kommen, noch schwieriger ist, akzeptiert zu werden, als für Frauen. Das sieht man auch in den Gefühlsanwandlungen meiner Figur, ihren Hoffnungen und Projekten, unter anderem dem Versuch, die Haut zu verändern, im Wortsinne also in eine andere Haut zu schlüpfen. Diese Besessenheit, um jeden Preis ein »anderer« zu werden, »der andere«, dem Schicksal des Vaters zu entkommen, von dem er ja ein fürchterliches Bild zeichnet, dies führt ihn zu Problemen, die weit über die Personenstands- und Staatsbürger-Identität hinausgehen. Es muss gesagt werden, dass der Rassismus eine Realität ist, die wir nicht länger kaschieren können. Ob bewusst oder nicht, Frankreich weigert sich, seine Araber und Schwarzen als ganze Mitbürger anzuerkennen. Kaum, dass es sie toleriert. Die Aufregung um Marie N'Diaye letztes Jahr spricht doch Bände. (Die Schriftstellerin und Goncourt-Preisträgerin N'Diaye hatte öffentlich die französische Migrationspolitik kritisiert und das Frankreich der Sarkozy-Regierung als monströs, vulgär und als Polizeistaat bezeichnet. Eric Raoult, Abgeordneter der Regierungspartei UMP, hat daraufhin öffentlich eine »Pflicht zur Zurückhaltung« für Kulturschaffende gefordert.) Und dazu kommen noch Diskriminierungen jeder Art. Die soziale Diskriminierung ist die fürchterlichste und betrifft alle Franzosen, ob sie nun »alteingesessen« sind

oder nicht, und natürlich auch die Ausländer. Die protzige Neureichen-Politik («Bling-Bling-Politik») von Sarkozy hat diese Sichtweise auf das Individuum noch verstärkt. Das ist bedauernd wert, besonders für ein Land wie Frankreich, das wir eigentlich wegen anderer Dinge als um des Geldes zu lieben gewohnt sind. Seit ich als Mutter in das französische Leben eingetreten bin, stoße ich auf Ungleichbehandlungen, wie ich sie mir nicht vorgestellt hätte. Auf Vorurteile, die ich abgeschafft glaubte. Zum Beispiel wird eine allein erziehende Mutter, trotz aller Rechte, die sie hat, trotz der Errungenschaften des Feminismus, unter den Blicken der anderen wirklich leiden. Besonders, wenn sie kein gut gefülltes Bankkonto und keinen Namen hat, der mit Geld in Verbindung gebracht wird. Es sind heimtückische Blicke, die aber so brutal sind wie eine Fatwa. Ich kenne eine Mutter, sehr französisch, die ihre Tochter allein erzieht. Um die Leute darüber zu täuschen, hat sie auf ihrem Anrufbeantworter eine männliche Stimme. »Das ist vor allem wegen der Schule«, hat sie mir erklärt. Ein anderes Beispiel, das ich persönlich erlebt habe. Um unter guten Bedingungen zu entbinden, sollte man bei der Ankunft im Kreißsaal besser einen Mann dabei haben. Wovon ich hier erzähle, darüber sollte man eigentlich ein eigenes Buch schreiben ...

Wie ist Ihr eigenes Verhältnis zu Frankreich oder Europa und zu Ihrer algerischen Heimat?

Lange Zeit, Jahre lang, habe ich gedacht, dass ich nirgendwo meinen Platz finden würde. Und dann, eines Tages, habe ich beschlossen, dass ich weder von hier noch von anderswo bin, sondern von überall. So sind meine »Arabizität«, meine »Okzidentalität«, meine »Afrikanizität«, meine Weiblichkeit ein untrennbares Ganzes geworden, eine Gesamtheit, dank der ich jeden Tag etwas wachse. Außerdem wird mir langsam bewusst, was für ein Glück es ist, dass ich Bücher schreiben, im Wort und in der Poesie leben kann. Das ist zwar eine »Marginalisierung« an sich, aber auch und vor allem eine Kraft, die mir erlaubt, meine Souveränität zu behaupten.

Wie wurde Ihr Buch in Frankreich aufgenommen, wie in der algerischen Gemeinde? Wie in Italien, wo schon eine Übersetzung erschien?

Trotz des Titels, der – wie gesagt – »reißerisch« erscheinen mag (aber inzwischen betrachte ich das als ein Kompliment), waren meine Leser, welcher kulturellen Herkunft und welcher sexuellen Zugehörigkeit sie auch immer sind, nicht enttäuscht. Viele haben mich gefragt, wie ich mit einer solchen Genauigkeit die männliche Intimsphäre, Masturbation, sexuelle Fantasien, männliches Denken usw. beschreiben konnte. Manche haben mir ernsthaft gestanden, sie hätten sich mit der Figur ganz und gar identifiziert. Ob die subversive Seite des Helden auch allen Lesern gemeinsam ist? Wie dem auch sei, meine Figur ist rein fiktiv, eine vollständige Neuschöpfung, wenn auch inspiriert von verschiedenen Männern, denen ich hier und da begegnet bin. Welche Geschichte Mohamed-Basile auch immer hinter sich hat, sein Hemmungen und seine sexuellen Fantasien sind die eines jeden Mannes. Darin liegt vielleicht auch die Allgemeingültigkeit des »Sexleben eines Islamisten in Paris«.